

DER ÖKONOMISCHE GASTKOMMENTAR

Ein trügerisches Klischee

Der Deutsche ist nicht besonders sparsam, sondern er hat kein Geld -

Der Franzose ist nicht besonders konsumfreudig, aber er hat mehr Geld

Der Deutsche spart, und der Franzose liebt den Konsum. In Zeiten der Krise geben wenigstens Vorurteile Halt und erklären zumindest scheinbar die Welt. Fragt man, warum in jüngster Zeit die französische Wirtschaft trotz aller Schwächetendenzen auch dort fast immer ein wenig stärker wächst als die deutsche, wird häufig auf die vermeintlich unterschiedlichen Konsumgewohnheiten verwiesen. Konsumfreudige Franzosen stimulieren die Wirtschaft mit ihren Ausgaben, während sparsame Deutsche die ihre durch Geiz lähmen. Allein, die Wirklichkeit ist komplizierter.

Zwar nahm in den vergangenen sieben Jahren der private Verbrauch in Frankreich deutlich stärker zu als in Deutschland. Besonders in den letzten drei Jahren, während der langwierigen Stagnation, stieg er in Frankreich im Gegensatz zu Deutschland, wo er sogar rückläufig war, immer noch. Noch zu Beginn der neunziger Jahre war das Bild jedoch ein ganz anderes. Damals wurde der Konsum vor allem im Osten Deutschlands stark ausgeweitet, wesentlich stärker jedenfalls als in Frankreich. Das Klischee ist also nicht zeitlos gültig.

Noch irritierender muss es dann erscheinen, dass trotz einer etwas anderen Abgrenzung die Spar-

quote in Frankreich schon seit Beginn der neunziger Jahre höher ist als in Deutschland. Von ihrem verfügbaren Einkommen legen die Franzosen also mehr auf die hohe Kante als die Deutschen. All dies bedeutet: Die Franzosen konsumieren nicht nur mehr als die Deutschen, sie sparen auch mehr.

Dieses scheinbare Paradox löst sich auf, wenn man die Einkommensentwicklung und deren Komponenten - die Lohn- und Beschäftigungsentwicklung - betrachtet. In Frankreich stiegen auch während der Stagnation die Löhne nominal und real stärker als in Deutschland. Ferner stagnierte die Beschäftigung, ging aber anders als in Deutschland nicht zurück. Beides zusammen summiert sich zu einer spürbar günstigeren Einkommensentwicklung, der Grundlage für den höheren Konsum.

Der Kern des Problems besteht in einer mittlerweile geradezu dysfunktionalen Lohnentwicklung in Deutschland. Bei uns herrscht eine ausgeprägte Lohnzurückhaltung. Die Arbeitskosten bleiben in realer Rechnung klar hinter dem Trend der Produktivität zurück. Die Beschäftigten erhalten also merklich weniger als den Zuwachs an wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit.

Selbst unter Berücksichtigung von theoretisch zweifelhaften Ab-



Gustav Horn
ist Leiter der
Abteilung Konjunktur
im
Deutschen Institut
für
Wirtschaftsforschung
(DIW).

schlagen, die die Produktivitätssteigerungen durch Beschäftigungsabbau herausrechnen, steigen die Lohnkosten nicht zuletzt wegen der Kürzungen von übertariflichen Leistungen und der Ausdehnung von Minijobs nur sehr zurückhaltend. Aus angebotstheoretischer Sicht hätten sich also die Voraussetzungen für einen Beschäftigungszuwachs erheblich verbessert. Aber auch nach Jahren der Lohnzurückhaltung sind keine Beschäftigungserfolge zu verzeichnen. Dies weckt Zweifel an der lohnpolitischen Strategie. So blieb die Einkommensentwicklung schwach - und ohne Einkommen kein Konsum.

Die Schwäche resultiert aus den Nachfragewirkungen der Lohnzurückhaltung. Denn diese Lohnzurückhaltung sorgt dafür, dass die Nachfrage unter ihrem Potenzial bleibt. Damit ergeben sich für die Unternehmen auch geringere Ab-

satzchancen als möglich, und es entstehen entsprechend weniger Arbeitsplätze. Dieser Zusammenhang wird bei uns heute kaum noch beachtet.

So schließt der Sachverständigenrat in seinem Lohnmodell jedwede Nachfragewirkung von Löhnen schon qua Annahme aus. In der öffentlichen Debatte ist die Lohnpolitik entsprechend unter Druck. Fast jeder Lohnabschluss wird angesichts der Arbeitslosigkeit als zu hoch angesehen. Und wenn Löhne allein die Angebotsbedingungen beeinflussen würden, dann wären die Forderungen nach Lohnzurückhaltung oder gar Lohnsenkungen nur konsequent.

Berücksichtigt man aber auch deren Nachfragewirkungen, empfiehlt sich eine andere Strategie. Demnach sollten die Löhne strikt dem Trend der Produktivität folgen. Dann werden weder die Nachfrage- noch die Angebotsbedingungen beeinträchtigt. Die Kritik an den niedrigen Lohnabschlüssen ist also nicht als ein Plädoyer für möglichst hohe Lohnzuwächse zu verstehen. Es ist vielmehr ein Plädoyer für eine produktivitätsorientierte Lohnpolitik, die eben auch nach oben beschränkt ist.

Genau diese Strategie ist in Frankreich auch während der jüngsten Schwächephase besser befolgt

worden als in Deutschland. Die Lohnzuwächse haben sich dort enger an den Produktivitätszuwächsen ausgerichtet. In Konsequenz wurde der Konsum nicht so schwach wie bei uns. Beschäftigung und Einkommen blieben vergleichsweise stabil und die Wachstumsverluste geringer.

Wenn Einkommen und Beschäftigung relativ robust sind, so hat dies auch noch positive Nebenwirkungen für den Konsum. Das Vertrauen der Konsumenten in die Wirtschaftsentwicklung bleibt gefestigt, und es kommt nicht zu dem gefürchteten Angstsparen. Wenn nämlich in der konjunkturellen Schwäche auch noch die Sparquote steigt, verschärft dies die Situation. So ist es in Deutschland geschehen.

Der Konsum geriet in die Zange einer schwachen Einkommensentwicklung und einer erhöhten Sparquote. Im Ergebnis entstand die fundamentale Verbrauchsschwäche, die derzeit beklagt wird. In Frankreich ging dagegen die an sich höhere Sparquote sogar um etwa einen Prozentpunkt zurück. Dies spricht für ein weitgehend intaktes Verbrauchervertrauen und hat den privaten Konsum zusätzlich stabilisiert. Das Klischee trügt also. Der Deutsche ist nicht besonders sparsam, sondern er hat kein Geld. Der Franzose ist nicht besonders konsumfreudig, aber er hat mehr Geld. Das ist entscheidend.